Veith Selk | Essay | 17.12.2019

Die simulative Universität

Einleitung

Für das liberal eingestellte akademische Milieu zählt die Demokratie zum Kernbestand dessen, was man gut findet – oder gut zu finden hat.[1] Und auch in der Rhetorik der politischen Klasse sind feierliche Bekenntnisse zu „unserer Demokratie“ weit verbreitet. Eine gute Sache, mag man sich denken, denn eine demokratische Ordnung benötigt eine demokratische politische Kultur, zu der wiederum eine entsprechende Semantik gehört. Allerdings mehren sich seit einiger Zeit Zweifel am Wirklichkeitsgehalt der öffentlichen Demokratiebeglaubigungen. Die vollmundige Semantik, mit der wir unsere politische Ordnung, deren Institutionen und Praktiken in der Öffentlichkeit beschreiben, bekommt einen schalen Beigeschmack. Auch bei denjenigen, die die populistische Polemik gegen „das korrupte System“ ablehnen, wächst die Skepsis gegenüber den Lobpreisungen der Demokratie. Vor dem Hintergrund einer zunehmenden Politisierung der Bevölkerung und eines sich ausbreitenden Zynismus hinsichtlich der realen politischen Praxis wirkt die professionell zur Schau gestellte Demokratie-Euphorie manchmal wie Heuchelei.

Der Politikwissenschaftler Ingolfur Blühdorn hat dieses Phänomen auf den Begriff der „simulativen Demokratie“[2] gebracht. Nach Blühdorns These kommen der Demokratie im Zuge der fortschreitenden Modernisierung ihre sozio-moralischen, motivationalen und gesellschaftsstrukturellen Funktionsvoraussetzungen abhanden. Und obwohl geradezu inflationär von Demokratie die Rede sei, würden die demokratischen Gestaltungsspielräume tatsächlich kleiner. Die westlichen Demokratien wandelten sich zu „Postdemokratien“[3] – mit der Folge, dass sich sowohl die hochindividualisierten Bürgerinnen und Bürger der beschleunigten Wirtschaftsgesellschaften als auch die Machteliten des grenzenlos gewordenen Kapitalismus, der Zivilgesellschaft oder der transnationalen Politik immer seltener demokratischen Mehrheitsentscheidungen und Selbstbeschränkungen beugen wollen. Da sie vom Ehrentitel „Demokratie“ aber auch nicht lassen können, übertünchen sie den dadurch entstehenden Widerspruch durch simulative Demokratiediskurse, die allenthalben die Legitimität und Funktionsfähigkeit demokratischer Entscheidungsprozesse beschwören. Diese „Politik des Als Ob“ führt dazu, dass die Politik und ihre Protagonisten weiter an Respekt und Vertrauen verlieren und die demokratischen Institutionen auch bei denjenigen, welche die Idee der Demokratie im Prinzip für eine gute Sache halten, weiter an Glaubwürdigkeit einbüßen, allen feierlichen Bekenntnissen zum Trotz.

© Soziopolis - Gesellschaft beobachten sowie Autor*in

Von der simulativen Demokratie zur *universitas simulatorum*

Blühdorns Terminus der „simulativen Demokratie“ ist erhellend, weil sich mit ihm eine weitverbreitete Erfahrung der Gegenwart benennen und auf den Begriff bringen lässt. Was zuvor ein diffuser Eindruck gewesen ist, hat nun einen Namen. Ich möchte Blühdorns Beobachtung im Folgenden zum Anlass für die Frage nehmen, ob der Begriff der „Simulation“ über den Bereich des Politischen hinaus zu weiteren Beschreibungen gesellschaftlicher Praktiken und Institutionen taugt. Konkreter gefragt: Lassen sich auch an unseren Universitäten und Hochschulen Simulationspraktiken ausmachen, die die Verwirklichung bildungsbezogener und wissenschaftlicher Werte und Ideale nur vortäuschen und Widersprüche kaschieren? Oder anders gefragt: Welchen Taktiken und Strategien begegnet man im Wissenschaftssystem, die dazu beitragen, ein geschöntes Bild von Forschung und Lehre aufrecht zu erhalten, während sie dessen institutionelle Krise nur weiter vertiefen? Mehr noch als die chronische Unterfinanzierung der Universitäten und Hochschulen sind es gegenwärtige Debatten über die Politisierung der Wissenschaft, den Niedergang der Hochschulbildung oder über die Verbreitung korrupter Forschungspraktiken, die Anlass zu einer solchen Frage geben. Haben wir es hier ebenfalls mit einem Verlust an institutioneller Glaubwürdigkeit und gesellschaftlichem Respekt zu tun, der von vermeintlich wohlklingenden Formeln wie „Exzellenz“, „Wettbewerbsfähigkeit“ oder „Innovations- und Leistungsfähigkeit“ begleitet wird?

Angesichts der multifunktionalen Natur der Universitäten, ihrer jeweiligen lokal und historisch unterschiedlichen Prägungen sowie aufgrund der Heterogenität der akademischen Fächer und Fachkulturen, erforderte diese Frage eine komplexe Antwort, die in einem kurzen Essay wie diesem nur angerissen werden kann. Dies vorausgeschickt, möchte ich im Folgenden – schlaglichtartig und zugespitzt – einige Überlegungen über beobachtbare Simulationspraktiken im universitären und wissenschaftlichen Kontext anstellen.

Simulative Forschung

Im Bereich der Forschungspraxis kam es in den letzten Jahren zu Skandalen, die dem Ansehen der Wissenschaft und der Reputation ihrer Vertreterinnen und Vertreter geschadet haben.[4] Hierzu zählen nicht nur betrügerische Manipulationen, etwa im Kontext ökonomisch verwertbarer Forschung, sondern auch die zahlreichen Plagiatsskandale im Zusammenhang mit Doktorarbeiten. Einer der jüngsten Fälle aus einer recht langen Reihe ist die Doktorarbeit der an der FU Berlin promovierten Bundesfamilienministerin Dr.

Franziska Giffey. Die *Süddeutsche Zeitung* zitiert den Jura-Professor Gerhard Dannemann (HU Berlin), der bei der Plattform Vroniplag mitarbeitet, mit der Aussage, die beanstandeten Passagen in Giffeys Arbeit seien ein Fall von „simulierter Wissenschaft“.[5] Gleichwohl hat das Präsidium der FU Berlin, dem Vorschlag des Prüfungsgremiums folgend, Dr. Giffey den Titel nicht entzogen, sondern nur eine – von der betreffenden Promotionsordnung als Maßnahme gar nicht vorgesehene – „Rüge“ ausgesprochen. Auf diese Weise hat sich die Universität, so kann man diese kreative Lösung deuten, zumindest vorerst aus der Affäre gezogen, indem eine Sanktion lediglich simuliert wurde.[6]

Vorfälle wie dieser sind schwerwiegend, weil sie den Eindruck erwecken, seriöse Wissenschaft werde bloß vorgegaukelt und bei Promotionen sei Korruption im Spiel. Sie schaden sowohl dem Ansehen der betroffenen Institute als auch dem Universitäts- und Wissenschaftssystem im Ganzen. Allerdings ist es eine offene Frage, ob die Anzahl der Fälle tatsächlich zugenommen hat oder ob wir es eher mit veränderten Aufmerksamkeitsstrukturen für wissenschaftliches Fehlverhalten zu tun haben. In jedem Fall hat die Digitalisierung dazu beigetragen, dass mögliche Plagiate schneller entdeckt, gründlicher geprüft und leichter öffentlich angeprangert werden können. Die Universitäten werden sich darauf einstellen müssen, dass in Zukunft auch vermehrt die Qualifikationsarbeiten von Professorinnen und Professoren ins Visier der Plagiatsjäger geraten werden. In derartigen Fällen sollten jedoch nicht nur die jeweils verantwortlichen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler am Pranger stehen. Es müsste auch nach den systemischen Ermöglichungsbedingungen und Anreizen für entsprechendes Fehlverhalten gefragt werden. Im Umfeld der Universitäten und Hochschulen ist jedenfalls ein lukrativer Markt entstanden, auf dem zahlreiche Dienstleister – von Internetplattformen wie hausarbeiten.de über diverse Schreibbüros bis hin zu gewerblichen Promotionsvermittlern wie dem (inzwischen geschlossenen) Institut für Politikberatung[7] – maßgeschneiderte Lösungen anbieten, um ihre unterschiedlich solventen Kundinnen und Kunden auf dem Weg zu höheren akademischen Weihen zu ‚unterstützen‘.

Ein relativ neues Phänomen simulativer Forschung sind die aus dem Boden sprießenden *predatory journals* und *fake conferences*,[8] die von einigen Beobachterinnen und Beobachtern auf die digitale Revolution in der wissenschaftlichen Kommunikationstechnik zurückgeführt werden.[9] Dem Anschein nach seriösen Zeitschriften und Tagungen ähnlich, simulieren sie wissenschaftliche Publikations- und Konferenzformate und bieten Beiträgen von Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern ohne Prüfung und Kritikverfahren eine Plattform. Angesichts der immensen Zahl von Aufsätzen und Vorträgen, die von einer stetig wachsenden Anzahl von Forscherinnen und Forschern hervorgebracht werden, treffen

diese neuen Formate auf eine (zahlungswillige) Nachfrage. Begünstigt wird diese Entwicklung nicht nur durch die wachsende Zahl von zumeist befristet beschäftigten (Nachwuchs-)Wissenschaftlerinnen und (Nachwuchs-)Wissenschaftlern, die auf einem stärker umkämpften akademischen Markt nach Publikationsorten suchen. Eine weitere Ursache ist die Quantifizierung der Veröffentlichungen, also die Bemessung des wissenschaftlichen ‚Outputs'. Sie wirkt vor allem in den Sinn- und Handlungswissenschaften dysfunktional, die aufgrund ihrer orientierungswissenschaftlichen Forschungslogik keine quantifizierbaren ‚Produkte' hervorbringen können. Unter der Herrschaft der „Tonnenideologie der Forschung"[10] tun ihre Vertreterinnen und Vertreter gleichwohl so, als ob sie dazu in der Lage wären oder konstruieren funktionale Äquivalente für die Bemessung ihrer ‚Erzeugnisse'.

Folgt man dem Tonnenprinzip, wird viel publiziert, weil viel publiziert werden muss. Diese mehr auf den Ausstoß von Papieren als die Freisetzung von Gedanken gerichtete Maxime schlägt sich auch in den anerkannten Formaten und Arenen des Wissenschaftsbetriebs nieder. Sie erzeugt *cargo-cult-research*, automatisches Schreiben, Veröffentlichungsschwemmen und gigantische Tagungsfestivals, die offiziell dem fachlichen Austausch und der wissenschaftlichen Kritik dienen, beides jedoch eher simulieren als praktizieren. In Panels, Podiumsdiskussionen, Workshops sowie Tagungs- und Sammelbänden wird eine „Wissenschaft des Als Ob" kultiviert, die sachliche Relevanz und Aktualität vorspiegelt, während sie in Wahrheit „leeres Wissen" und Betriebsamkeitsnachweise hervorbringt, denen vor allem eine symbolische Funktion zukommt.

Für echten Reputationsgewinn ist all das kaum hilfreich, manchmal sogar schädlich. Reputation wird auf hochselektiven Wegen verteilt, die durch formale wie informale Qualitätskontrollen gekennzeichnet sind (auch wenn diese ihrerseits ebenfalls korruptions- und simulationsanfällig sind).[11] Die immer weiter anschwellende Flut an Veröffentlichungen trifft jedenfalls auf eine zwangsläufig begrenzte Aufmerksamkeit der jeweiligen Fachgemeinschaften und ihrer mächtigen *gatekeeper*. Das verleitet manche aufstrebende Wissenschaftlerin und manchen ehrgeizigen Wissenschaftler dazu, auf anderen Wegen als durch gute Forschung allein Aufmerksamkeit zu erregen[12] und, wie die stereotype Formel lautet, die eigene „Sichtbarkeit zu erhöhen". In der simulativen Wissenschaft kommt damit, wie bereits vielfach beobachtet worden ist, das Prinzip der Erkenntnistheorie des Bischofs Berkeley zu neuen Ehren: *esse est percipi*, sein ist wahrgenommen werden. Der binäre Code der wissenschaftlichen Kommunikation, die Unterscheidung wahr/unwahr,[13] wird in der simulativen Wissenschaft durch den Code

sichtbar/unsichtbar überlagert – mit weitreichenden Folgen für die wissenschaftliche Praxis. Diese gleicht sich der kapitalistischen Aufmerksamkeitsökonomie an und adaptiert deren Logik von Produktplatzierung und Marketing.

Damit treten neben die eigentlichen Kernaufgaben von Forschung und Lehre zahlreiche weitere Praktiken der Netzwerk- und Zitationskartellbildung, des Eindrucksmanagements, der Selbstvermarktung, des Klientelismus und der Orientierung an sozialer Erwünschtheit – alles im Dienste von „Sichtbarkeit“ und der damit verbundenen Hoffnung auf Reputationsgewinn und verbesserte Karrierechancen. Unter diesen Bedingungen werden Forschende zu Lobbyisten in eigener Sache, womit eine quasi-politische, als solche aber verschleierte Logik des machtstrategischen Kalküls Einzug in die Wissenschaft hält. In dem damit einhergehenden Kampf eines jeden gegen jeden um Posten, Mittel und Einfluss werden individuell wie statusabhängig ungleich verteilte Ressourcen zum Einsatz gebracht und es sind habituelle Eigenschaften gefragt, deren wissenschaftlicher Wert nicht immer unmittelbar ins Auge springt. Die wissenschaftliche Öffentlichkeit und insbesondere ihre informalen Hintergrundstrukturen übernehmen dadurch Züge der politischen Öffentlichkeit – und in dieser wird bekanntlich strategisch und nicht wahrheitsorientiert gehandelt. Welchen intellektuellen und rhetorischen Aufwand die Beteiligten treiben, um den Schein ihrer ausschließlichen Orientierung an den Idealen der Wissenschaft öffentlich dennoch aufrecht zu erhalten, lässt sich in Berufungskommissionen und Auswahlgremien beobachten, wenn es darum geht, die favorisierte Person oder das favorisierte Projekt mit ‚rein sachlichen‘ Argumenten zu fördern.

Hinzu kommt, dass eine grundlegende Norm guter Forschung, nämlich die umfassende Darstellung des Forschungsstandes, zuweilen gar nicht mehr der Herstellung von Sichtbarkeit der relevanten Forschungspositionen dient. Das gilt zumindest für diejenigen Fächer, in denen kein kumulativ-synthetischer, in einen Wissenskanon einmündender Erkenntnisfortschritt erfolgt. Auch die umfängliche Darstellung ‚des‘ Forschungsstandes wird nicht selten bloß simuliert, weil unter den gegenwärtigen Bedingungen kaum noch jemand in der Lage ist, das Feld zu überblicken. Glaubhaft den Eindruck erwecken zu können, man sei „auf der Höhe des Diskurses“ und habe sogar noch bahnbrechende Ideen, während man in der akademischen Geschäftigkeit zwischen Lehre, Selbstverwaltung, Antragsrunden und Evaluationsverfahren immer weniger Zeit für die wissenschaftliche Arbeit findet, wird zu einer Schlüsselkompetenz.

Daran schließt sich die weitergehende Frage an, ob die genannten Simulationspraktiken dazu führen, dass auch der Wissenschaft – ähnlich wie der Demokratie – langsam aber

© Soziopolis - Gesellschaft beobachten sowie Autor*in

sicher die soziomoralischen und motivationalen Voraussetzungen abhandenkommen. Wie nicht zuletzt Robert K. Merton gezeigt hat, ist auch die Wissenschaft auf eine ethische Unterfütterung ihrer Normen und Standards angewiesen. Wenn es aber stimmt, dass es ohne ein auf die Einhaltung der Regeln guter wissenschaftlicher Praxis gerichtetes Ethos seitens der Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler nicht geht, welche Folgen zieht dann der Wertewandel hin zu einer „Gesellschaft der Singularitäten" nach sich?[14] Was bedeutet es, wenn im Rahmen einer „Emanzipation zweiter Ordnung"[15] die Norm der individuellen Selbstentfaltung bekräftigt wird, die korrespondierenden Ideen vernünftiger Selbstbindung (Pflicht und Verantwortung) aber an Geltung verlieren? Und was folgt hieraus insbesondere für diejenigen wissenschaftlichen Leitnormen, die die Zurückstellung von kurzfristigen Eigeninteressen sowie die Orientierung an Langfristigkeit und Gemeinsinn erfordern?

Simulative Lehre

Wie jede und jeder Lehrende weiß, kommen auch im Bereich der Lehre und des Studiums zahlreiche Simulationspraktiken zum Einsatz. Das fängt an bei der notdürftigen Sicherstellung eines mehr oder weniger breiten curricularen Angebots mittels der semesterweise erfolgenden Vergabe von Lehraufträgen zu Dumpinglöhnen, geht weiter mit der Erfindung und vollmundigen Bewerbung von vermeintlich attraktiven und zeitgemäßen Studiengängen („irgendetwas plus Digitalisierung"), und hört bei der kollektiven Autosuggestion, die deutschen Universitäten und Hochschulen würden ihre Studierenden zur wissenschaftlichen Arbeit befähigen, noch längst nicht auf. Zur wissenschaftlichen Arbeit tatsächlich „befähigt" im strengen Sinn des Wortes sind nach erfolgreich absolviertem Studium in Wahrheit längst nicht alle der Absolventinnen und Absolventen. Nicht selten klafft zwischen der Qualität der wissenschaftlichen Forschungspraxis und dem Niveau der universitären Lehre eine derart große Lücke, dass die Befähigung zur wissenschaftlichen Arbeit erst während der Promotion erworben wird. Diese Lücke wird als solche gesellschaftlich nicht hinreichend problematisiert, obwohl sie im Widerspruch zum gesetzlichen Auftrag der Universitäten steht. Durch die Überfrachtung des Studiums mit zusätzlichen Zwecken (Stichwort „Employability") wird sie sogar noch vergrößert. Auch aus diesem Grund sind die in einigen Fächern tendenziell stetig besser werdenden Abschlussnoten der Absolventinnen und Absolventen immer weniger aussagekräftig, um deren Eignung zur weitergehenden Beschäftigung im Wissenschaftssystem beurteilen zu können. Wenn Noten jedoch nicht mehr genügend Orientierung bieten, braucht es andere Kriterien, weshalb Empfehlungsschreiben, zusätzlichen Gutachten, eindrucksvollen Lebensläufen oder persönlichen Bekanntschaften

im akademischen Verdrängungswettbewerb wachsende Bedeutung zukommt.

Folgt man der Analyse von Randall Collins, könnte die Zunahme von Simulationspraktiken auch mit dem „dirty secret of modern education“ zu tun haben, also der Inflation von akademischen Abschlüssen („credential inflation“).[16] Collins zufolge ist die Abschlussinflation eine selbsttreibende Entwicklung, da der Prestige- und Nutzwert eines Abschlusses aufgrund der allgemeinen Ausweitung von Abschlüssen sinkt – und dadurch die Nachfrage nach weiteren oder noch höheren Abschlüssen befeuert. Diese wiederum seien mit Blick auf die im engeren Sinne fachliche Qualifizierung für viele Berufe oftmals gar nicht erforderlich, auch wenn es natürlich Abschlüsse gebe, die für spezifische Berufsfelder qualifizieren und nicht wenige Berufsfelder ein wissenschaftliches Studium voraussetzten.

Obwohl immer wieder Forderungen laut werden, das Studium müsse effizienter und stärker auf die Ansprüche der Arbeitsmärkte hin ausgerichtet werden, sind die Inflation von Abschlüssen und der Ausbau der Hochschulbildung Collins zufolge politisch durchaus erwünscht, bieten sie doch die Möglichkeit, eine als solche nur schwer erkennbare Wohlfahrtspolitik zugunsten der Mittel- und Oberklassen zu betreiben. De facto, so Collins, stellt das Hochschulsystem eine Möglichkeit dar, den Nachwuchs der Mittel- und Oberklassen über einen längeren Zeitraum im Hochschulsektor „zwischenzuparken“, um dadurch die Arbeitslosenquote niedrig zu halten und zugleich mehr oder minder verwertbare Distinktionsmerkmale zu verteilen.[17]

Das von Collins beschriebene System, das mit hervorragenden Forschungsbedingungen für einige Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler einhergeht, ist auf Wachstum hin angelegt. Es ist im Angesicht knapper Kassen aber in Verteilungskämpfe verstrickt und muss auf lange Sicht mit relativ sinkenden Mitteln rechnen. Dem begegnen die profitierenden Akteure, allen voran die universitären Forschungs- und Verwaltungseliten und Bildungspolitikerinnen und -politiker, mit dem Einsatz billiger Lehr- und Forschungskräfte (Stichwort „Lehrsklaven“[18]) an der Basis bei gleichzeitiger Förderung von „Spitzenforschung“, Exzellenz- und Wettbewerbsrhetorik, akademischem Marketing und Simulationspraktiken, in denen die Nützlichkeit von Hochschulen als vermeintlichen „Qualifikationssystemen“ für „die Wirtschaft“ beschworen wird. Die Hochschulen stellen sich organisatorisch darauf ein, indem sie Imagebildung betreiben, sich an Medienpräsenz orientieren und mit Wettbewerbserfolgen werben.[19] Damit forcieren sie die politisch gewollte Transformation der Hochschulen zu „Wissenschaftsunternehmen im Wettbewerb“.[20] Solange dieser Wettbewerb aber unter den Bedingungen einer

akademischen Zweiklassengesellschaft[21] und auf dem Rücken zahlreicher prekär beschäftigter Nachwuchswissenschaftlerinnen und Nachwuchswissenschaftler ausgetragen wird, denen es an langfristigen Perspektiven fehlt, wird man sich über die Fortdauer simulativer Praktiken nicht wundern dürfen. In der simulativen Universität gilt eine Art impliziter Arbeitsvertrag: Die eine Seite fingiert gute Arbeitsbedingungen, die andere Seite simuliert gute Arbeit.

Schluss: Schauseiten und Hinterbühnen

Man kann das hier Beschriebene als radikal einseitig dargestellt empfinden und zudem auf das nach wie vor vergleichsweise hohe Vertrauen vieler Menschen in die Wissenschaft verweisen. Man kann es aber auch als einen Fall von *business as ususal* deuten, denn auch Universitäten haben nun einmal Schauseiten und Hinterbühnen.[22] Die Schauseiten dienen der positiven Außenwirkung, sie verdecken den Blick hinter die Kulissen. Diejenigen, die die Hinterbühnen kennen, oder zumindest Teile von ihnen, mögen sich noch an den Moment erinnern, als sie sie das erste Mal besichtigt haben. Der Einblick ist zunächst enttäuschend, weil es dort nicht so hübsch zugeht, wie es die Schauseiten nahelegen. Mit der Zeit erkennt man die Gründe und versteht besser, warum es hinter den Fassaden so abläuft wie es eben abläuft. Zudem sind Universitäten keine Potemkinschen Dörfer, wie es die rechtspopulistischen Angriffe auf die Hochschulen und einige ihrer Fächer fälschlich unterstellen. Die Zunahme von Simulationspraktiken im universitären Feld ist dennoch schädlich. Sie beschädigen das gesellschaftliche Ansehen von Forschung und Lehre und führen auf lange Sicht zum Verlust der Anerkennung, ohne die sich in der „politischen Gesellschaft“[23] keine Institution behaupten kann.

© Soziopolis - Gesellschaft beobachten sowie Autor*in

Endnoten

1. Dr. Jan Fleck, Dr. Jörg Kemmerzell, Michael Kubiak M.A., Dr. Christian Schneijderberg und Philipp Scherler haben wertvolle Anmerkungen und Hinweise beigesteuert. Dafür sei Ihnen an dieser Stelle herzlich gedankt. Eine bearbeitete und leicht gekürzte Fassung dieses Essays erscheint Anfang 2020 in der Zeitschrift *Hochschulmanagement*.

2. Siehe Ingolfur Blühdorn, Simulative Demokratie. Neue Politik nach der postdemokratischen Wende, Berlin 2013.

3. Colin Crouch, Postdemokratie, übers. von Nikolaus Gramm, Frankfurt am Main 2008. Das Unbehagen der Demokraten am Rechtspopulismus resultiert nicht zuletzt daraus, dass sich dieser recht erfolgreich als Alternative zur postdemokratischen Politik des *status quo*-Erhalts ins Spiel bringt.

4. Das jüngste Beispiel bietet die in den Medien derzeit prominent geführte Diskussion um zwei unter Plagiatsverdacht stehende Veröffentlichungen der Soziologin Claudia Koppetsch, auf das hier mit Rücksicht auf die noch nicht abgeschlossene Untersuchung jedoch nicht näher eingegangen werden soll. Zur Debatte vgl. u.a. Tobias Becker, In zorniger Gesellschaft, in: Der Spiegel, Nr. 50, 7. Dezember 2019, S. 128–132.

5. Roland Preuß, Plagiatsjäger beanstanden mehr als 70 Seiten von Giffeys Dissertation, in: Süddeutsche Zeitung, 3.5.2019, online unter: https://www.sueddeutsche.de/politik/giffey-dissertation-plagiate-vroniplag-1.4431726 (17.12.2019).

6. Vgl. dazu u.a. Amory Burchard, Plagiatsexperte über Giffey-Entscheidung. „Die Rüge ist eine Pseudo-Sanktion“, in: Der Tagesspiegel, 31.10.2019, online unter: https://www.tagesspiegel.de/wissen/plagiatsexperte-ueber-giffey-entscheidung-die-ruege-ist-eine-pseudo-sanktion/25176260.html (17.12.2019).

7. Siehe dazu u. a. Joachim Jahn, Verkaufte Doktortitel. 100 Hochschullehrer unter Korruptionsverdacht, in: FAZ.NET, 24.8.2009, online unter: https://www.faz.net/aktuell/wirtschaft/verkaufte-doktortitel-100-hochschullehrer-unter-korruptionsverdacht-1841642.html (17.12.2019); ders., Titelhändler. 20.000 Euro für den Doktorhut, in: FAZ.NET, 23.2.2010, online unter: https://www.faz.net/aktuell/karriere-hochschule/campus/titelhaendler-20-000-euro-fuer-den-doktorhut-1940832.html (17.12.2019).

© Soziopolis - Gesellschaft beobachten sowie Autor*in

8. Jeffrey Beall, Predatory Publishers Are Corrupting Open Access, in: Nature 489 (2012), 7415, S. 179, online unter: https://www.nature.com/articles/489179a (17.12.2019).

9. Henning Hopf / Alain Krief / Goverdhan Metha / Stephen A. Matlin, Fake Science and the Knowledge Crisis. Ignorance Can Be Fatal, in: Royal Society Open Science 6 (2019), 5, rsos.190161, online unter: https://royalsocietypublishing.org/doi/10.1098/rsos.190161 (17.12.2019).

10. Alfred Kieser, Akademische Rankings. Die Tonnenideologie der Forschung, in: FAZ.NET, 11.6.2010, online unter: https://www.faz.net/aktuell/feuilleton/forschung-und-lehre/akademische-rankings-die-tonnenideologie-der-forschung-1997844.html (17.12.2019).

11. Vgl. Stefan Hirschauer, Peer Review Verfahren auf dem Prüfstand. Zum Soziologiedefizit der Wissenschaftsevaluation, in: Zeitschrift für Soziologie 33 (2004), 1, S. 62–83.

12. Siehe Erin Leahey, Not by Productivity Alone. How Visibility and Specialization Contribute to Academic Earnings, in: American Sociological Review 72 (2007), 4, S. 533–561.

13. Vgl. Niklas Luhmann, Die Wissenschaft der Gesellschaft, Frankfurt am Main 1992, S. 174, 194, 243 u. ö..

14. Siehe Andreas Reckwitz, Die Gesellschaft der Singularitäten. Zum Strukturwandel der Moderne, Berlin 2017.

15. Ingolfur Blühdorn, Das Postdemokratische Diskursquartett. Kommunikative Praxis in der simulativen Demokratie, in: psychosozial 39 (2016), 143, I, S. 51–68, hier S. 56.

16. Randall Collins, Credential Inflation and the Future of Universities, in: Italian Journal of Sociology of Education (2011), 2, S. 228–251, hier S. 234, online unter: http://ijse.padovauniversitypress.it/system/files/papers/2011_2_12.pdf (17.12.2019).

17. Fabian Trennt / Thorsten Euler, Monetäre Erträge einer Promotion. Lohnunterschiede zwischen Promovierten und Nichtpromovierten in der Privatwirtschaft und im öffentlichen Dienst, in: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 72 (2019),

© Soziopolis - Gesellschaft beobachten sowie Autor*in

2, S. 275–308.

18. So schon Jürgen Kaube, Hochschulen. Die Lehrsklaven kommen, in: FAZ.NET, 29.1.2007, online unter: https://www.faz.net/aktuell/feuilleton/debatten/hochschulen-die-lehrsklaven-kommen-1409738.html (17.12.2019).

19. Andres Friedrichsmeier / Silke Fürst, Neue Governance als Wettbewerb um Sichtbarkeit. Zur veränderten Dynamik der Öffentlichkeits- und Medienorientierung von Hochschulen, in: Die Hochschule. Journal für Wissenschaft und Bildung 21 (2012), 2, S. 46–64, online unter: https://www.pedocs.de/volltexte/2019/16296/pdf/t2150.pdf (17.12.2019).

20. Alexander Mayer, Wissenschaftsunternehmen im Wettbewerb. Die Konkurrenz zwischen Universitäten in zeitgeschichtlicher Perspektive, in: Wissenschaftsmanagement 25 (2019), 1, S. 159–163.

21. Siehe Olaf Jann, Was ist der dritte Stand? Der akademische Mittelbau im postdemokratischen Produktionsbetrieb, in: diskurs 9 (2013), 1, S. 12–45.

22. Vgl. zu diesen Metaphern Erving Goffman, Wir alle spielen Theater. Die Selbstdarstellung im Alltag, übers. von Peter Weber-Schäfer, München 1969.

23. Michael Th. Greven, Die politische Gesellschaft. Kontingenz und Dezision als Probleme des Regierens und der Demokratie, 2., akt. Aufl., Wiesbaden 2009.

Veith Selk
Dr. Veith Selk ist Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Politikwissenschaft der Technischen Universität Darmstadt. Seine Arbeitsschwerpunkte liegen im Bereich der Geschichte des politischen Denkens und der modernen politischen Theorien.

Dieser Beitrag wurde redaktionell betreut von Karsten Malowitz.
Artikel auf soziopolis.de:
https://www.soziopolis.de/die-simulative-universitaet.html

© Soziopolis - Gesellschaft beobachten sowie Autor*in